

(Nachdruck verboten.)

52) Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.
Von Robert Schweichel.

Der auf dem Stadthause versammelte Bauernrath erfuhr von dem blutigen Trauerspiel erst, als es zu Ende war. Vater Eusebius, den das kriegerische Gelärm auf die Wiese gelockt hatte, brachte die Nachricht. In seiner Stimme malte sich noch das Entsetzen, das ihn wie eine Lähmung dort festgehalten hatte. Die Hauptleute hielten ihn anfangs für geistig gestört und konnten ihm nur stückweise seinen Bericht entziehen.

„Aber das ist fürchterlich“, rief Wendel Hipler erschüttert. „Grafsblut für Bauernblut!“ Wagenhans aus Lehren rief es, als ob zwei harte Steine auf einander knirschten.

Vater Eusebius schwankte unterdessen davon. Als das Heer von Schönthal aufgebrochen, hatte er in dem verwüsteten Kloster nicht allein zurückbleiben mögen. Mit rostigem Spieß und Harnisch aus der Waffenkammer der Klosterbrüder war er guten Muthes mitgezogen und es war ihm gewesen, als ob er bisher nicht gelebt hätte. Nun war sein Kriegsfeuer verräucht. Er verließ Weinsberg und wanderte nach seinem Kloster zurück, wo er wieder zum Karst griff.

Auf dem Rathhause überlief Florian Geher's kraftvolle Stimme das Durcheinanderreden. „Den Grafen von Helfenstein und seine Edelleute hat ihr verdientes Schicksal ereilt,“ sprach er mit Festigkeit. „Kohrbach ist nur zu tadeln, daß er dem Urtheil des Bauernraths vorgegriffen hat. Nach Kriegsrecht hätten auch wir sie zu dem gleichen Tode verurtheilen müssen. Wir hätten nicht einmal Gnade für Recht ergehen lassen dürfen; es wäre ein Verbrechen gegen uns selbst gewesen. Denn jetzt werden es die Herren begreifen, daß wir keine Horde, sondern ein Heind sind, den auch sie auf gleichem Kriegsfuß behandeln müssen.“

„Da aber Kohrbach dem Urtheile unseres Kriegsrathes vorgegriffen hat, so wird seine unselige That uns als schändlicher Mord angerechnet werden,“ wandte Hipler ein. „Unsere Sache ist dadurch schwer geschädigt. Niemand wird mehr ein Bündniß mit uns eingehen mögen, wohl aber die Zahl unserer Feinde sich unendlich vermehren.“

„Aber der Schrecken, der vor uns hergeht, wird sie lähmen,“ rief der lange Dienhart.

„Zu Gegenheil, und gerade der Adel wird jetzt vollends in Haß gegen uns auslobern,“ erwiderte Wendel Hipler.

„Der Adel?“ rief Florian Geher. „Haben wir denn zu einem Possenspiel das Schwert gezogen? Beide Bäume, vor denen die junge Pflanze der Freiheit nicht aufkommen kann, müssen nicht nur umgehauen, sondern mit der Wurzel ausgerissen werden, daß keiner einen Schoß mehr treibt. Es genügt nicht, daß wir bloß die Kömlinge abthun und bloß die Mönche hacken und reuten. Wir beide sind darüber einig und wir alle sind es, daß es fortan nur einen Stand auf deutscher Erde geben darf: den Stand der Gemeinfreien. Aber dann muß auch der Adel dem Bauern gleich gemacht werden und es darf keine Burgen mehr geben und kein Haus mehr denn eine Thür haben wie das des Bauern.“

„Ja, die Gemeinfreiheit ist mein Ziel wie das Deine; aber Du schüttest das Kind mit dem Bad aus“, entgegnete Wendel Hipler. „Der niedere Adel wünschet sie ebenso sehr wie wir. Und ihn hätten wir ohne diese Blutthat gar leicht für uns gewinnen können. Jetzt wird er sich zu unseren Feinden schlagen, wenn wir nicht fürsorgen, da es noch Zeit ist. Ich weiß es bestimmt, daß er noch heute ebenso gesonnen ist wie damals, als er sich dem Unternehmen des Franz von Sickingen anschloß.“

„Du weißt es bestimmt?“ fragte Florian Geher mit hochgezogenen Brauen.

„Göz von Verlichingen sagte es mir, als er wegen des Schutzbriefes in Schönthal war“, versicherte Hipler. „Auch bedeutete er mich, daß er den Adel zu uns bringen könnte, wenn wir es wollten. Demnach wäre er der rechte Mann, in anbeacht der jährlichen Lage, in die uns die Voreiligkeit Kohrbach's versetzt, den wir brauchen könnten. Bruder Jörg

wird es mir daher nicht übel nehmen, wenn ich rathe, Göz neben ihm zu unserem Feldhauptmann zu machen, so wir ihn gewinnen können.“

Die Ueberraschung war allgemein und Florian Geher schlug ein zorniges Hohnlachen auf. Jörg Mezler jedoch, den Hipler wohl schon in Schönthal für seine, bei der jetzigen günstigen Gelegenheit offen hervortretenden Absicht gestimmt haben mochte, sagte: „Ich bin's zufrieden. Wenn einer den Karren aus dem Dreck ziehen kann, in den ihn der Facklein gestoßen hat, dann ist's der Göz. Und daß er ein Herz für das Volk hat, das hat er schon mehr wie einmal bewiesen. Wir wissen ja alle, daß er schon manchem armen Teufel wider die großen Hanssen zu seinem Recht verholfen hat.“

„Weil er einen Vorwand zu seinen ewigen Raufereien brauchte,“ rief Florian Geher, dessen edles Antlitz finster wie die Nacht geworden war. „Das ist's, was ihm ein falsches Ansehen im Volk verschafft hat. Wie von ihm, so erzählt es sich von Konz Wirth auf der Galden und anderen Freiheutern und rühmt sie. Der Göz ist sein Lebtag nichts besseres als ein Begelagerer und Straßenräuber gewesen. Und der soll unserer gerechten Sache ein Ansehen vor der Welt geben?“

„Und weiter als Dreinschlagen kann er nir“, grollte der lange Dienhart. „Von Heer- und Kriegsführung versteht er halt nir. Fort mit ihm.“ Er stieß nachdrücklich sein Schwert gegen den Fußboden.

„Und noch eines, Ihr Brüder,“ ergriff Florian Geher wieder das Wort. „Ist der Adel noch heute gesonnen wie zu Sickingen's Zeit, um so schlimmer für uns. Wir sollen die Klage spielen, mit deren Pfoten der Affe sich die Kastanien aus dem Feuer holt. Ja, die Freiheit will der Adel, aber nur für sich allein; eine Republik will er, aber außer ihm soll kein anderer Mensch darein ein Recht haben. Das hat er damals gewollt, das will er noch heute. Ich bitte und beschwöre Euch daher, lieben Brüder, stürzt Euch durch solche Wahl nicht selbst ins Verderben.“

Seine Worte machten Eindruck auf viele Hauptleute, das verrieth die Bewegung, die unter ihnen entstand. Wendel Hipler beeilte sich daher, ihn zu widerlegen. „Heut' zeigt die Sache ein ander Gesicht,“ äußerte er. „Ohne uns vermag der Adel nichts. Er ist daher gezwungen, unsere Bedingungen anzunehmen und danach zu handeln. Darüber aber brauch' ich kein Wort weiter zu verlieren, daß wir den Göz nicht als Feldhauptmann annehmen werden, wenn er auf unsere zwölf Artikel nicht einen körperlichen Eid schwört.“

„O, er wird ihn schwören,“ rief Florian Geher geringschätzig. „Denn um oben auf zu bleiben, würd' der Adel sich selbst dem Teufel verschreiben. Was hilft es, dem Falken die Fänge beschneiden, oder Wölfe zu zähmen versuchen? Die Fänge wachsen dem Federpiel wieder und die Wölfe lassen das Würgen nicht, und der Göz hat sie stets als seine lieben Gefellen erachtet.“

„Du siehst wirklich zu schwarz, Bruder Florian,“ meinte der Kanzler.

„Und Du willst es gar zu klug anstellen,“ antwortete jener und stand auf. Mit umwölkten Blicken fügte er hinzu: „Magst Du es nimmer bereuen. Vor Würzburg sehen wir uns wieder, Ihr Freunde. Ich will mit dem Göz nichts zu schaffen haben.“

Er verließ mit seinen Hauptleuten die Stube. Eine Stille herrschte. Der lange Dienhart ließ seine runden Augen grimmig über die Zurückgebliebenen blitzen und rief: „Himmel, Herrgott, ist es denn möglich, daß Ihr den einzigen kriegskundigen Mann, den wir haben, von Euch stoßet? Ja, das ist er, und er macht kein Aufhebens von sich und fürchtet den Teufel nicht. Er begehrt weder Ruhm noch Ehren, sondern unsere Sache ist ihm das Höchste. Hat er auch nur mit einem Ton verlaublich, daß sich der Göz ihm bei Möckmühl hat ergeben müssen, und der soll ihn sein Oberster sein!“

„Sorge Dich nicht, er bleibt uns unverloren,“ tröstete Wendel Hipler und vertagte die Sitzung.

Florian Geher aber verließ mit seiner Schwarzen Schaar in der Frühe des Ostermontags Weinsberg. Der lange Dienhart brach ebenfalls auf, um sich mit den Rothenburgern zu dem Zuge nach Würzburg zu vereinigen. Der Schrecken über

die Standrechtung des Helfenstein und seiner Ritter führte noch selbigen Tages, begleitet von einem Schreiben der Grafen von Hohenlohe, zwei Feldschlangen nebst etlichen Zentnern Pulver und Steinfugeln den Bauern zu. Auch die beiden Grafen von Löwenstein kamen nach Weinsberg und erboten sich, in den evangelischen Bund zu treten. Als ein Bürger vor ihnen den Hut abnahm, schlug ihm ein alter Bauer mit dem Schaft seines Spießes über den Rücken und rief: „Dummkopf, die sind nicht mehr wie ich.“ Breit stellte er sich vor sie hin und befahl ihnen mehrere Male, den Hut vor ihm abzunehmen. Sie zogen ihn und er wollte sich schier todtlachen. Von dem Bauerrathe wurde ihnen bedeutet, daß er jetzt nicht Zeit hätte, sich mit ihnen zu beschäftigen, und sie mußten zu Fuß, in Bauerntracht und weiße Stäbe in den Händen im Haufen mitgehen, als dieser Tags darauf nach Heilbronn aufbrach. Die Vorhut bildete Jäcklein Rohrbach's Schaar und ihr voran schritt die schwarze Hofmännin. Ihr runzeliges Antlitz leuchtete wie verjüngt. Siegtroß blickte das zertretene Volk in die Zukunft.

Neuntes Kapitel.

Die Hausfrau des Ritters mit der eisernen Hand lag im Kindbett. Das frohe Ereigniß fand keinen Spiegel in den Mienen Göhe's, der in der Stube nebenan auf den dicken Luchsohlen seiner Hauschuhe auf und ab ging oder zeitweilig an einem der Fenster stehen blieb. Auf dem schweren Eichentische stand eine Kanne mit Neckarwein; aber er trank nicht. Es war ein unheimlicher Tag. Ein kalter Westwind peitschte den unaufhörlich niederrauschenden Regen gegen die schmalen in Blei gefaßten Burgfenster, entstellte die Schönheit des Thales und gab dem Neckar, der in der Tiefe an der Hornburg vorüberglitt, ein graues Ansehen. Die Stimmung des Burgherrn glich dem Tage: Gegenwart und Zukunft ein unheimliches Grau, und fröstelnd zog er den mit Pelz gefütterten Hausrock enger um seine gedrungene Gestalt. Wiederholt rieb er sich mit der Rechten, die er allein noch besaß, über die runde Stirn und den kahlen Scheitel, aber es wollte kein glücklicher, kein erhellender Gedanke herauspringen. Wohl hatte er gleich nach seiner Rückkehr von Schönthal den fränkischen Adel zu einer Versammlung eingeladen, jedoch nur einige wenige hatten sich eingefunden. Denn die That von Weinsberg war dazwischen getreten und sie trieb die große Mehrzahl in die Arme der Fürsten, während die anderen sich beeilten, auf Grund der zwölf Artikel ihren Frieden mit dem Bauernheere zu schließen. Seine eigenen Brüder waren dem evangelischen Bunde der Bauernschaft beigetreten.

Im ersten Säccken hatte er seine Kostbarkeiten und wichtigen Papiere nach Frankfurt geschickt, war aber unrichtiger Sache zurückgekehrt. Denn die Stadt hatte sie nicht anders in Verwahrung nehmen wollen, es sei denn, daß er auf jeden Schadenersatz verzichtete, wenn sie in der Revolution, die ja auch Frankfurt bedrohte, verloren gehen sollten. Er hätte jetzt viel darum gegeben, wenn er nicht nach Schönthal geritten wäre. Was sollte er beginnen, wenn Wendel Hipler seiner Einladung folgte? Wollte er noch geschwind wie so viele seiner Standesgenossen in die Dienste eines Fürsten treten, so würde er dadurch nur um so schwerer den Jörn der Bauern auf sich ziehen, und nahm Hipler ihn bei seinem so gut wie gegebenen Worte, wie wollte er sich vor dem Schwäbischen Bunde rechtfertigen? Er hatte in diesem schon so wie so manchen Feind, und wiederum lag für ihn eine gewisse Süßigkeit in dem Gedanken, es ihnen vergelten zu können, wenn er die Hand der Bauern ergriff. Daß sie die Hand ihm entgegenstrecken würden, daran konnte er nicht zweifeln, hatte er doch die untrüglichen Beweise dafür.

Florian Geher war von Weinsberg zunächst nach Neckarfulm zurückgegangen, um das dortige Geschäft an sich zu nehmen und war dann auf seinem Wege nach Würzburg den Neckar abwärts bis zu Gundelsheim gezogen, welches Städtchen ganz nahe der Hornburg lag. Die Schwarze Schaar war zwar weiter geeilt, ohne sich um Göz zu kümmern; allein nach ihr kamen die Streifcorps des hellen Hauses, der bei Heilbronn lag. Sie schwärmten nach allen Richtungen hin, plünderten die Klöster, verbrannten die Zinsrollen und zwangen die Burgherren, in die evangelische Bruderschaft zu treten. Göz von Verlichingen sah bald hier, bald dort den Himmel von Feuerchein geröthet.

Eine von diesen Streifscharen, denen Gundelsheim zum allgemeinen Sammelplatz bestimmt war, folgte den Spuren Florian Geher's. Nachdem sie das Schloß zu Neckarfulm vollends ausgeräumt hatte, setzte sie sich auf dem deutsch-herrlichen Schlosse Schauernberg, das für besonders fest galt,

an die eben gedeckte Tafel, von der die Ordensritter bei ihrer Annäherung jählings entflohen waren. Ebenso tapfer benahm sich der Kommenthur von Schloß Horneck, das zwischen Göhe's Burghaus und Gundelsheim lag. Trotzdem er der Stadt seinen Schutz mit großen Worten zugesichert hatte, entwich er mit dem Konvent, Kleider, Briefe und selbst die Kleinodien im Stiche lassend. Nicht weniger als fünf Wagen konnten die Bauern mit Hausrath, Mehl, Korn und Wein beladen.

Und jetzt rückte der helle Haufen heran. Sein Reiterknaube, den Göz nach Gundelsheim geschickt, hatte gegen Mittag die Nachricht davon gebracht. Es hatte keiner Gewalt bedurft, um die freie Reichsstadt Heilbronn in den evangelischen Bund zu bringen. Das Erscheinen der bewaffneten Scharen, denen der jammervolle Einzug der Gräfin von Helfenstein vorausgegangen war, hatte vollendet, was die Spaltung im Stadtrathe, der Hochmuth der Patrizier, die revolutionäre Partei, zu der viele wohlhabende, ja reiche Bürger zählten, und der Hunger der Armen längst vorbereitet hatte.

Ein solch reicher Mann war der Bäcker und Weinschantz Hans Müller, genannt Flux, auf der Deutschhausgasse, und seinen Vermittelungen hatte es die Stadt zu danken, daß keinem Rathsherrn noch Bürger ein Leid geschah, sondern die Bauern mit einer Brandschatzung von 8500 Gulden, die sie den Klöstern auferlegten, sich zufrieden gaben. Nur das Haus des Deutschen Ordens wurde gründlich ausgeplündert, da dessen Kommenthur hier wie überall, durch seine feige Flucht den Orden schändete. Auch hier waren es wie überall dessen Unterthanen, die am fleißigsten rafften und wegtrugen. Hans Flux war mit Jörg Repler verwandt, ein Bruder von ihm saß im Rathe der Bauern und deren Schultheiß, Hans Repler aus Bierlingen, war sein Schwager. Er wußte sich mit dieser Verwandtschaft nicht wenig, wie er sich denn gern aufspielte und zu verstehen gab, daß er in die geheimsten Pläne der Bauern eingeweiht sei. Aber er war trotz seines Radikalismus, der ihn nach Neckarfulm und Weinsberg geführt hatte, ein gutmüthiger Mann und er liebte seine Vaterstadt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Zauberwesen unter den Indianerstämmen Nordamerika's.)

Die Indianerstämme Nordamerika's glauben an einen guten und an einen bösen Geist. Ihr Kult gilt aber mehr dem bösen. Der gute Geist besitzt nicht die Schleichfertigkeit, ihnen Böses anzuthun und sein natürlicher Trieb, Gutes zu thun, braucht nicht angeregt zu werden. Alles kommt nur darauf an, den bösen in Schach zu halten und seinen Jörn nicht herauszubeschwören. Es ist ihr eifrigstes Bemühen, denselben für ihre Person und für ihre Unternehmungen günstig zu stimmen. Fast die Zeit der Jagd, dann fasten die Jäger mehrere Tage lang, legen sich allerhand körperliche Übungen auf, machen sich sogar Einschnitte in Arm und Bein, um den bösen Geist zu beschwichtigen und ihn zu veranlassen, daß er das Bild nicht vertreibt.

Der böse Geist hat in jedem Stamme einen oder mehrere Minister, die unmittelbar mit ihm verkehren, den oder die Zauberer. Dem ganzen Stamme gilt dieser als ein über der gewöhnlichen Menschlichkeit stehender Mensch. Er hat geheimnißvolle Gebräuche und Zeremonien, die er allein im Dämmerlicht des Waldes, in den Wüsteneien und in dunklen Höhlen verrichtet. Seine Macht ist groß, denn die Geister gehorchen ihm. Nach Willkür sendet er Krankheit, Hunger und Tod unter diejenigen, die ihn beleidigt und erkränkt haben, verleiht aber Gesundheit und Glück, wenn sie ihm gehorchen. Bei Gelegenheit großer Festlichkeiten spielt er die Hauptrolle; er schmückt sich mit Federn und kostbaren Pelzen, verunstaltet mit Farben Gesicht und Leib, murmelt unverständliche Worte, heult wie ein Verrückter, macht tausend Turnübungen und die drolligsten Bewegungen, springt, fällt, tanzt, dreht sich unaufhörlich im Kreise gleich einem Wesen. Dann erklärt er die Träume der Fragenden, verspricht den Kriegern und Jägern glücklichen Erfolg, schaut in die Zukunft und redet von Sachen, die in weiter Ferne geschehen. Die Liebe des Stammes besitzt er nicht, er ist unmahbar, er ist grausam. Man kennt die fürchterlichen Ausschreitungen seiner unregelmäßigen Leidenschaften, man weiß, daß er Minister des bösen Geistes ist und mehr von dessen häßlichen Eigenschaften besitzt als ein anderer. Er ist besonders der Arzt, der „Medizinmann“ des Lagers. Nur er kann die Quelle und die Natur der Krankheit errathen und er allein die zur Heilung nöthigen Heilmittel verschreiben.

Auflust man den Hegemmeister zu einem Schwertkanten, dann läßt er sich eine Hütte bauen, in der er sich mit dem Geiste berathen kann. Im Ru ist von den dienstbefähigten Wilden die Parade hergerichtet. Sechs Pfähle werden in die Erde gerammt und oben mit einander durch Aeste verbunden. Das Gerüst wird mit Kleibern

*) Aus der „Rölnischen Volkszeitung.“

und Baumrinde bedeckt und oben wird eine kleine Oeffnung gelassen zum Durchzuge der Geister bei ihrer Ankunft und Abreise. Bewaffnet mit seinem Manitu (die besondere „Gotttheit“ eines jeden Wilden) kriecht der Zauberer auf Händen und Füßen in sein Heiligtum. Jedes Feuer im Lager muß ausgelöscht werden, um nicht die Geister zu erschrecken. Alsdann beginnt die Jeremie der Anrufung derselben. Die anfangs leise Stimme wird allmählig stärker, das Piano und Adagio wächst zum Forte und zum Fortissimo, und endet mit einem entsetzlichen Heulen und Brüllen. Die Hütte selbst schüttelt erschütterter, verbebt zu sein; sie rührt sich, sie biegt sich, sie krummt sich bis zur Erde mit solcher einer Gewalt, daß man meinen sollte, die Pfähle müßten brechen.

In der Meinung der Wilden giebt der Böse durch alle diese Zeichen seine Ankunft zu erkennen. „Der Geist ist da, diese feine, diese grelle Stimme ist die feine“, jubeln laut die Draußenstehenden. Sie wenden sich alsdann vertrauensvoll an ihn und bitten ihn, daß er auch seine Gefellen wolle kommen lassen. Unharmonische Töne und verworrene Stimmen beweisen, daß der erste Geist Verstärkung erhalten. Jetzt beginnt das Fragestellen. Was ist es für eine Krankheit? Wer oder was hat sie verursacht? Wie wird sie beseitigt? Man muß die Gelegenheit aus und fragt über andere Sachen. Wann werden die Jäger heimkehren? Haben sie Glück gehabt? Wie lange dauert noch der Winter? Ein jeder kommt mit seinen Ungewissheiten und Zweifeln heraus, denn der Geist ist ja allwissend. Die Heilmittel, die infolge dieser Unterredung mit dem Geiste vorgezeichnet werden, sind mitunter recht drollig. Festgelage, Tanz, Spiel werden gewöhnlich verordnet. Es geschieht auch, daß der Zauberer als Ursache der Krankheit, die ein ganzes Lager ergriffen hat, eine in der Achtung aller geehrte Person angiebt und deren sofortigen Tod unabweisbar fordert.

Interessant ist die „Heilung“ des Kranken durch die Trommel. Ueberhaupt spielt dieses Instrument unter den Wilden eine bedeutende Rolle. Ein ordentlicher Trommellärm versetzt sie in Verzückung. Sogar die Geister können dem zauberischen Klang der „allmächtigen“ Trommel des Zauberers nicht widerstehen. Die Heilung durch die Trommel geschieht auf folgende Weise: Der Zauberer reißt zuerst mit kräftiger Hand die wunde Stelle. Dann rührt er mit nicht geringerer Heftigkeit seine Trommel. Durch diesen Lärm soll das Thier, welches er in sich zu besitzen vorgiebt, und das entweder ein Frosch, ein Fischotter oder eine Natter ist, aus des Bauches Tiefe oben in die Mundhöhle kommen. Er braucht nunmehr nur den Mund an die geriebene kranke Stelle zu legen, und das Thier, das im Munde ist, saugt allerhand Gegenstände, wie kleine Knochen, Eisenspäne, Haare, Leder und dergleichen aus dem Körper der Kranken. Mit Befriedigung zeigt der Quacksalber die Krankheitsstoffe den Umstehenden. Hält er die Krankheit nicht für tödtlich, oder sieht ihm eine gute Belohnung in Aussicht, so verspricht er eine gute Wendung zum Bessern. Fühlt sich der Patient, beherrscht durch seine Einbildungskraft, nachher wirklich besser, so ist das für den Zauberer Wasser auf seine Mühle; hat die Krankheit einen schlimmen Ausgang, so weiß die fertige Junge stets alle Schuld abzuwälzen.

Nicht minder absonderlich als die Kur des Aussaugens der Krankheitsstoffe ist jene andere Methode, bei welcher der Zauberer in den Mund, die Ohren und die Nase des Patienten mit vollen Waden pustet, um, wie er sagt, wieder das Leben und die Gesundheit in den Körper einzuführen.

Die Geister sind aber in ihren Launen unberechenbar und lassen manchmal ihre treu ergebene Minister im Stich. Da war einmal in einem Indianerstamme eine anstehende Krankheit ausgebrochen. Der herbeigerufene Zauberer schlug sein Zelt auf und machte seine Kunststücke; aber es half nichts. Er machte den Vorschlag, große Festgelage und Tänze zu veranstalten. Während die einen mit unbeschreiblicher Gefräßigkeit volle vierundzwanzig Stunden ununterbrochen dem Bären- und Büffelbraten zusprachen, ergötzen sich die andern, angethan mit Holzmasken und glühende Eisenstücke zwischen den Zähnen haltend, an wilden Tänzen. Als auch dieses fehlschlug, rief der Hegenmeister in voller Verzweiflung einige Gefellen zur Hilfe. Ein alter Invalide, halb erblindet und taub auf beiden Ohren, erklärte, daß er zehn Tage fasten wolle, um Erleuchtung vom Geiste zu erhalten. Nach Ablauf dieser Zeit erklärte er, daß es zur Abwendung der Krankheit nichts weiter bedürfe, als Strohhalm auf ein jedes Zelt zu stecken; das würde die Geister verschrecken. Vergeblich. Die Indianer waren voller Verzweiflung. Die Männer warfen Tabak ins brennende Feuer, und einer nach dem anderen erhob sich und hielt dem Teufel eine Standrede; die Frauen liefen ums Lager herum und schrien und lärmten zum taub werden. Obgleich alle Zauberer hier gründlich hineingefallen waren, zogen sie sich doch durch einige unversehrte Anschuldigungen der Kranken aus der Patzche. —

Kleines Feuilleton.

— Eine chinesische Schule. In seinem neuen erschienenen Buche „Schantung und seine Eingangspforte Kantschou“ schildert von Nichthofen einen Besuch in einer chinesischen Pensionschule von Wangkiang in folgender Weise: „Ehe wir von Wangkiang abfahren, besuchte ich eine der eigenthümlichen chinesischen Pensionschulen, welche nahe dem Gasthaus lag. Ein langer, behäbiger, und im Bewußtsein seiner klassischen Gelehrsamkeit stolzer Chinese mit einer Hornbrille war der Lehrer. Er hatte acht Schüler, Knaben

von 10 bis 14 Jahren, welche Schreiben und Lesen lernten. Sie saßen in einem mäßig großen Zimmer. Jeder hatte einen Stuhl und einen Tisch, auch standen einige Schlafstätten in dem Gemach. Ein zweiter Raum enthielt ebenfalls einige Schlafstätten; er diente gleichzeitig als Speisesaal. Ein Hofraum, fünf Meter lang und 4 Meter breit, vollendete das Institut. Die Knaben gehörten den Mittelständen an; sie sahen intelligent und gewekt aus und legten uns ihre recht guten Schriftproben vor. Der Lehrer sagte, daß die Jungen für ein Jahr bei ihm aufgenommen wären und den ganzen Tag über arbeiten müßten; Spielstunden und Bewegung würden ihnen nicht gegönnt. Sie schlafen in der Schule, und der einzige Ort, an dem sie das Sonnenlicht sehen können, war der kleine Hof, nach dem auch die Zimmerfenster gingen. Es ist ein Prinzip der chinesischen Schulerziehung, daß der Geist während der Lehrjahre auf einen Gegenstand konzentriert sein muß. Zu verwundern ist es, wie die kleinen Köpfe im Stande sind, sich den ganzen Tag, wenn auch in einer durchaus mechanischen Weise, geistig zu beschäftigen. Der erste Schreibunterricht besteht im Nachmachen verschiedener Schriftzeichen auf durchsichtigem Papier. Die Vorschrift ist in beiden starken Strichen gemalt, und der Schüler lernt den Pinsel halten und gebrauchen. Er muß dieselben Charaktere sehr viele Male immer wieder malen, um sich an ihre Form zu gewöhnen und genau die festuormirte Zeitfolge kennen zu lernen, in welcher die einzelnen Striche zu machen sind. Auf die Aussprache und die Bedeutung wird zunächst keine Rücksicht genommen, da der Schüler eben nur eine große Anzahl fester Bilder im Kopfe behalten soll. Es wird vorausgesetzt, daß, wenn dies erreicht ist, die Verbindung der Ideen mit den Bildern ihm später leicht fallen wird und er ohne Schwierigkeit vieles hinzulernen kann. Es ist schwer, sich eine Vorstellung von der psychologischen Wirkung zu machen, welche diese Art des Erlernens der Begriffszeichen haben muß, da sie sehr weit von der verchieden ist, welche mit dem Erlernen der Buchstabenchrift verbunden ist. Einerseits zwingt diese Methode die Denkfähigkeit in bestimmte Formen und trägt jedenfalls zu der Pedanterie bei, welche den Schriftkundigen späterhin eigenthümlich bleibt. Andererseits entwickelt die Schriftkunde an sich, wegen der Verbindung jedes einfachen Schriftzeichens mit ganzen Bereichen von Ideen, den Geist, besonders wenn sie in geschickter Weise gelehrt wird. Mein Besuch schloß mit einer kleinen Episode, welche diesen Unterschied des Lehrsystems gegenüber, die internationale Ähnlichkeit der Schüler zeigte. Einer der Knaben mit einem hübschen und klugen Gesicht zupfte mich am Rockhock und bat durch Pantomimen verstanden um eine Zigarre. Durch andere Knaben, die sofort auf seiner Seite waren, vor den Blicken des Lehrers geschützt, streckte er die Hand unter dem Tische vor. In kräftem Verstoß gegen die pädagogischen Prinzipien, über die ich eben noch nachgedacht hatte, erfüllte ich die kleine Bitte, die hier im Innern China's, weit entfernt von Europäern und von Orten, wo man Zigarren raucht, an mich gerichtet wurde. Offenbar war schon vor mir ein Fremder von lagen Grundsätzen in dieser Schule gewesen.“ —

Kulturhistorisches.

— Ein unheimliches Zeugniß erhielt vor hundert Jahren, am 1. September 1798, der Scharfrichter von Tecklenburg, Jobst Stolle, ausgestellt: „Daß der Scharfrichter Jobst Stolle zu Tecklenburg, Bruder der Scharfrichterin Maria Jungmann, den für einige Zeit hier zu Hallenberg inhaftirt gewesenen Heinrich Scheuring wohl und zu meinem besonderen Vergnügen enthauptet, und auch zu meines Brudes, des Syndici Zeiten einen daselbst inhaftirten Dieb über die Nasen wohl gehent hat, also daß man in dergleichen Fällen wohl und ergötlich von ihm bedient wird, solches bescheinigt hiermit nach Gebühr Joseph Heerde, Gaugraf zu Meeste im Amt Wollbach.“ —

Völkerkunde.

— Auf dem Anthropologen-Kongress in Braunschweig sprach in der letzten Sitzung Prof. Fritsch über die Entstehung der Rassenmerkmale des menschlichen Kopshaars. Zunächst müsse man sich klar machen, wie das Haar überhaupt entsteht, um die Entstehung des Rassenhaares zu begreifen. Es wird die Masse des Haares aus wuchernden Zellen gebildet, die durch seitlichen Druck zusammengepreßt und mit einander verklebt, die zugleich aber in einer bestimmten Richtung vorwärts getrieben werden. Die Stelle, wo die Wucherung erfolgt, heißt Haarpapille; die zum Anäuel geformten wuchernden Zellen bilden die Haartzwiebel; den Druck liefert die Anfüllung, der Haarbalg. Aus den Wurzelcheiden wird der Haarpapille neuer Zellenstoff zugeführt. Was nun die einzelnen Rassenmerkmale des Haares betrifft, so ordnen sie sich etwa nach folgenden Gesichtspunkten: Gruppierung auf dem Haarboden, Einsplanzung (senkrecht oder schiefwinklig), Querschnitt, Färbung, Krümmung, endlich die Umbiegung des unteren Haarwurzelendes und das wechselnde Auftreten der Anhangsdrüsen der Haare. Von überaus einschneidender physiologischer Bedeutung ist die Färbung des Haares, die vor allen Dingen weiter aufgeheilt werden sollte. Unzweifelhaft ist die Haut der dunkelgefärbten Rassen im höheren Maße Ausscheidungsorgan als die der weißen. Das ergibt sich schon aus der Thatfache, daß dunkelhäutige Menschen nicht nur ungestraft, sondern sogar mit Behagen in der Sonne liegen, während die Haut des Weißen sofort den stärksten Sonnenbrand unter Mäsenbildung und unter Abstoßung von Haut zeigen würde. Dabei fühlt sich die schwarze Haut weich und kühl, sammetartig an, während die

schwachgefärbte Haut heiß, trocken und rissig wird. Diese Verschiedenheit ist nur durch eine größere Verdunstungskälte bei der schwarzen Haut zu erklären und diese setzt wiederum einen stärkeren Säftezufluß voraus. Wo lebhafter Stoffwechsel und reichlicher Säftezufluß auftritt, da pflegt im Organismus Farbstoff abgeschrieben zu werden, und so erscheint unter solchen Bedingungen die kräftigere Färbung auch an den Haaren. Sehr lehrreich war für diese Verhältnisse eine der zu dem Vortrag vorgelegten Photographieen, die die Kopfhaut einer bereits ergrauenden Subanesin darstellte. Es lassen sich an dieser alle Stufen der Farbstoffzuführung bis zum völligen Mangel des Farbstoffes wahrnehmen. Man sieht, wie die farbstoffführenden Zellen durch die Papille in den umgebenden Lymphraum hindurchtreten und sich zwischen die Zellen der Haarschneidung eindringen, um ihren Farbstoffgehalt weiter hinauf in die Haarzellen zu verbreiten. Dabei handelt sich stets um einen entschieden kräftigen bräunlichen oder schwärzlichen körnigen Farbstoff, der schließlich zwischen den Haarfaserzellen, seltener in dem unsicher auftretenden sogenannten Marke des Haares gefunden wird. Ein anderer, gelöster Farbstoff erscheint besonders bei rothen Haaren gut ausgebildet. Die rothhaarigen Menschen sind im übrigen farbstoffarm, wie sich an der ungewöhnlichen Weiße der Haut, durch die das Blut hindurchschimmert, leicht erkennen läßt. Die Rothhaarigkeit ist also eine konstitutionelle Erscheinung und kann als Einzelabweichung auch unter sonst dunkelgefärbten Rassen auftreten. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

ss. Ein neues, unsichtbare Strahlen aus sendendes Metall. Eine bedeutsame Nachricht, die freilich in einigen Punkten noch der Bestätigung bedarf, kommt aus den Kreisen der Pariser Akademie der Wissenschaften. Einmal ist ein Metall entdeckt, daß entweder bisher ganz unbekannt war oder wenigstens einen bisher unbekanntem Stoff enthält; dann besitzt dieses Metall in außerordentlich hohem Grade die Eigenschaft, unsichtbare Strahlen auszusenden. Das Ehepaar Curie, dem die neuen Untersuchungen zu verdanken sind, wurde dazu angeregt durch die bekannten, vor etwa zwei Jahren von Becquerel gemachte Entdeckung, daß die metallischen Elemente Uranium und Thorium unsichtbare Strahlen aussenden, die ähnlich wie die Röntgen'schen Strahlen auf die photographische Platte wirken, aber nicht wie diese, elektrische Körper zur Entladung bringen. Es war zunächst festgestellt worden, daß gewisse Mineralien, die Uranium und Thorium enthalten, nämlich Pechblende, Chalkolith und Uranit, solche unsichtbare Strahlen in noch stärkerem Maße aussenden, als Uran und Thor selbst in reinem Zustande. Daraus war zu schließen, daß diese Mineralien noch einen anderen Stoff, wahrscheinlich ebenfalls ein Metall, enthalten, das diese Eigenschaften in noch stärkerem Maße besäße, als jene beiden Elemente. Sie versuchten nun, diesen stark strahlengebenden Stoff aus der Pechblende abzuscheiden. Wir wollen hier nur anführen, daß aus der Pechblende, die für sich 2mal stärkere Strahlen ausstrahlte als reines Uranium, nach Ausscheidung des enthaltenen Uran und Thor ein Stoff übrig blieb, der noch viel stärker wirksam war. In demselben waren nachweisbar Blei, Wismuth, Kupfer, Arsen und Antimon enthalten. Da diese Metalle gar keine sogenannten „Röntgen-Strahlen“ aussenden, so mußte noch ein besonderer Stoff neben ihnen vorhanden sein, dem diese Wirkung zuschreiben war. Es handelte sich nun darum, diesen von seinen eben aufgeführten Begleitern zu trennen. Das Blei, Kupfer, Arsen und Antimon konnten leicht abgetrennt werden, aber das Wismuth blieb zunächst mit dem räthselhaften Metalle eng verbunden. Schließlich gelang es jedoch, wenn auch vorläufig noch unvollkommen, auch das Wismuth abzulösen. Man erhielt dadurch Stoffe, die immer stärkere Strahlen abgaben, bis sich der Grad dieser Eigenschaft soweit steigerte, daß er die Wirkung der Strahlen des reinen Uran um etwa das 400 fache übertraf. Das Ehepaar Curie untersuchte nun alle möglichen bekannten Elemente, auch die allerletzten, daraufhin, ob eines von ihnen vielleicht so starke Strahlen ausstrahlte und daher mit dem abgetrennten Stoffe hätte identifiziert werden können, aber nur das Metall Röntgen zeigte sich überhaupt noch in dieser Art wirksam, jedoch in noch geringerem Maße als Thor und Uran. Danach nehmen Curie und Frau vorläufig an, daß sie ein bisher unbekanntes metallisches Element entdeckt haben, dem sie den Namen Polonium geben. Die Untersuchung des Stoffes im Spektralapparat hat bisher keine eigenartige Linie ergeben, jedoch wird darauf hingewiesen, daß auch andere Elemente, wie gerade Uran, Thor und Röntgen besondere Spektren haben, die aus unzähligen feinen, schwer erkennbaren Linien bestehen. Wenn auch das angebliche neue Element ein solches Spektrum besäße, so würde letzteres leicht übersehen werden können. Wenn sich diese Entdeckungen ganz bestätigen, so würde in diesem Jahre nach dem Skripton, Neon, Metargon und Coronium in dem Polonium schon das fünfte neue Element auf der Erde entdeckt worden sein. Das Jahr 1888 wäre dann schon jetzt in dieser Hinsicht das ereignisreichste in der ganzen Geschichte der Chemie. —

Astronomisches.

— Die Perseiden. In dieser Woche werden die Nächte verschönert durch das häufigere Ausleuchten von Sternschnuppen. Dieselben zeichnen sich dadurch aus, daß die größere Anzahl derselben aus dem am Nordosthimmel stehenden Sternbilde des Perseus herzukommen scheint, woher sie auch ihren Namen erhalten haben. Seit mehr als 1000 Jahren ist dieser Meteorschwarm immer um die Zeit des 10. August beobachtet worden. Er erhielt im Volksmunde den Namen „Thänen des heiligen Laurentius“, weil das Fest dieses Heiligen auf diesen Tag fällt. Bemerkenswerth ist auch, daß diese Meteore in weißem Lichte erglänzen, sehr rasch ihre Bahn durchziehen, und daß die helleren unter ihnen eine oft mehrere Sekunden leuchtende Spur, den sogenannten Schweif, zurücklassen. Da diesmal der Mond schon sein letztes Viertel passiert haben wird, so wird das Phänomen, welches in den einzelnen Jahren verschieden stark auftritt, durch Mondschein nicht geschwächt. —

Technisches.

— Neue Schwungräder. Um die verheerenden Explosionen der schweren gußeisernen Schwungräder zu vermeiden, hat man nach der Techn. Rundschau in Amerika neuerdings versuchsweise Schwungräder ganz ohne Felge gebaut. Sie haben Sternform, tragen also nur Speichen und an deren Enden hohle Angeln, die mit Wasser gefüllt sind. Ein Vorzug ist die Möglichkeit, sie durch geeignete Bemessung des einzufüllenden Wassers vollkommen ausbalanciren zu können, andererseits aber sind sie offenbar viel leichter und weniger leistungsfähig als die alten Schwungräder mit massiv gegossener Felge. Die Gebrüder Mannesmann sicherten sich früher in zweckmäßiger, allerdings auch kostspieliger Weise gegen ein Zerspringen der Schwungradfelgen ihrer Hochdruckturbinen, indem sie sie aus Draht herstellten. —

Humoristisches.

— Wie die Alten jungen... Vater (Beamter): „Ja, warum ballst Du denn so die Hände hinter dem Paulchen und wirfst ihm so böse Blicke nach?“

Der Kleine Arthur: „Ja, Papa, wir spielen Beamte und der Paul ist mein Vordermann.“ —

— Eine reizende Familie. „Wer sind denn die Leute da drüben, die Du so artig gegrüßt hast?“

„Ich bin Hausarzt dort. Der Mann hat die Gicht, die Frau ist nervös und die Tochter leidet am Herzen — eine ganz reizende Familie!“ —

Variante.

Wo man nur Klavier spielt, laß Dich ruhig nieder;

Böserer Menschen sungen außerdem noch Lieder. —

(Megg. hum. Bl.)

Vermischtes vom Tage.

— Gewitter, Sturm und Wolkenbrüche haben Anfang der Woche in fast allen Gegenden Deutschlands großen Schaden angerichtet. Eine Windhose riß in Verlebed 15 Dächer ab. In Schlesien wurden eine ganze Reihe Bauernhöfe durch Blitzschläge in Brand gesetzt und zerstört. Mehrere Feldarbeiter und zwei Gutsinspektoren wurden auf den Feldern vom Blitze erschlagen. Bei dem Dorfe Mögeln in der Mark kamen ein Müller und ein Dienstmädchen durch Blitzschläge ums Leben. Fast das ganze Rheinland, nicht nur Köln und Umgebung, hat durch Sturm und Hagelschlag sehr gelitten. Unterhalb Stunden nach dem Unwetter wurden Eisstücke aufgelesen, die größer waren als Taubeneier. Auch in Westfalen hat das Unwetter arg gehaust. —

— Um einem dringenden Bedürfnis zu entsprechen, schickte eine Dresdener Gesellschaft am 1. September einen Reisenden um die Erde, der von allen Orten, die er berührt, an die darauf abonnierten Personen Ansichtskarten senden soll. —

— Nebelauherde sind in den Weinbergen von Sulau, Schellitz und Freyburg entdeckt worden. —

— Nach dem Genuße von Wurst erkrankten auf dem Gute Hardebed bei Keunünster sämtliche Bewohner. Zwei starben bald darauf; die anderen liegen krank darnieder. —

— Nach dem Genuße in Fäulniß übergegangener Waldbeeren erkrankten drei Kinder eines Handwerkers in Hagen. Eins ist inzwischen gestorben, die anderen schweben in Lebensgefahr. —

— Ein Gut brannte in Cammerau nieder. Die Frau des Besitzers und seine erwachsene Tochter kamen in den Flammen um. Ein Feuerwehrturm wurde schwer verletzt. —

— In Krassowa bei Leschowitz wurde eine Dienstmagd ermordet. Ihr Dienstherr, der sie im Zorn mit einer Sense getödtet haben soll, wurde verhaftet. —

— Mit Salzsäure begoß eine Schneiderfrau in Wien aus Eifersucht ihren Schwager. Er wurde schwer im Gesicht und am Vorderarm verletzt. Dann trank sie selbst von der Flüssigkeit und verbrannte sich innerlich schwer. —

— Das Syndicat maritime de France schreibt einen internationalen Wettbewerb aus, um Mittel zur Vermeidung von Schiffsunfällen und zweckmäßige Rettungsapparate zu finden. —

— Eine große Lodzer Wolspinnerei ist vollständig vom Feuer zerstört worden. Der Schaden beträgt über anderthalb Millionen Rubel. —